

# Wie wir in Zukunft wohnen werden

**Zusammenleben** Wir Menschen werden immer zahlreicher, urbaner und mobiler. Als Folge davon verändern sich unsere Anforderungen ans Wohnen. Wie aber sehen die neuen Wohnformen aus?



Das Markenwohnen gibt es schon heute, beispielsweise in der Genossenschaft Kalkbreite in Zürich.

GENOSSENSCHAFT KALKBREITE / VOLKER SCHOPP

Rahel Urech

Anna lebt mit Mann, Kindern und Schwiegereltern in einem Haus. Das war lange Zeit die übliche Wohnform. Und heute? Sven, frisch geschieden, wohnt in einem Studio. Ben hält sich als digitaler Nomade mal da, mal dort auf und Iris lebt mit Kollegen in einer ehemaligen Fabrikhalle.

Das Wohnen verändert sich so stark wie seit Beginn des Industriezeitalters nicht mehr. Zu diesem Schluss kommen Stefan Breit und Detlef Gürtler vom Think Tank Gottlieb Duttweiler Institute. In ihrer Studie «Microliving – Urbanes Wohnen im 21. Jahrhundert», nennen die Autoren drei Hauptgründe für diesen Wandel: Das Alleinwohnen wird häufiger, der Verdichtungsdruck steigt und die Digitalisierung verstärkt die mobile Lebensweise.

In sechs Thesen untersuchen die Forscher, wie künftige Wohnformen aussehen könnten. «Uns geht es darum, dass die assoziierten Diskussionen ausgelöst werden, weniger darum, ob diese Thesen tatsächlich eintreffen», sagt Stefan Breit. Er klassifiziert mit Punkten von 1 (irrelevant) bis 5 (sehr relevant), für wie wegweisend er jede der einzelnen Thesen hält.

## These 1: Gemeinschaftliches Wohnen wird zur Norm

Wohnprojekte, in denen wir Räume mit anderen teilen, sind die Zukunft des urbanen Wohnens. Wir leben in Clusterwohnungen, in denen Grossküche und Wohnzimmer allen gehören, in Co-Living-Spaces, wo wir gleichzeitig wohnen und arbeiten, in Wohnungen mit Service, Microapartements oder Hallen, die wir nach unseren Bedürfnissen ausbauen.

Einschätzung: «Das gemeinschaftliche Wohnen wird sich in den Städten durchsetzen», sagt Stefan Breit. Die überwiegende Zahl an Haushalten in der Schweiz bestehe aus einer Person – Tendenz zunehmend. «Da die Alleinwohnenden das Bedürfnis nach Gemeinschaft haben, entwickeln sich zwangsläufig neue Formen des Zusammenlebens.» Relevanz: 5.

## These 2: Das Zuhause ist nur noch Basisstation

Die eigenen vier Wände werden zum Ort maximaler Privatsphäre. Hierher ziehen wir uns zurück, hier schlafen wir und duschen. Alles andere wie essen, arbeiten, sich treffen oder trainieren findet ausserhalb statt. Da wir auf Service in der Umgebung angewiesen sind, gewinnt das Quartier an Bedeutung.

Einschätzung: «Anzeichen für diese Entwicklung sind schon heute zu sehen: Man arbeitet im Café, isst im Tram und schneidet die Fingernägel im Park», sagt Stefan Breit. Da es meist teurer ist, Leistungen ausser Haus zu beanspruchen, werden seiner Ansicht nach höchstens Alleinstehende in einem solchen Transit-Heim wohnen. Relevanz: 3

## These 3: Das Wohnen wird flexibler

Wir sind mobil und ortsungebunden. Unser Bedarf nach temporärem Wohnraum steigt. Da die bestehenden Gebäude mit dieser Dynamik nicht mithalten können, funktionieren wir ehemalige Hotelzimmer zu Wohnungen um, leben in Airbnb, in einer Halle voller kleiner Hütten oder in Fertighäusern aus dem Internet.

Einschätzung: «Ich denke, dass der Zugang zu Wohnungen flexibler wird, denn das mobile Wohnen wird populärer», sagt Stefan Breit. Dass sich die total mobile Lebensweise durchsetzt, hält er aber nicht für realistisch: Der grösste Teil der Schweizer sei sesshaft. «Wenn sie umziehen, dann meist in einem Radius von 30 Kilometern.» Relevanz: 3.

## These 4: Heim nach Mass dank Technologie

Roboter-Assistenten leisten uns Gesellschaft. Sie erzählen Witze, bestellen uns ein Taxi oder klären Fragen. Um uns mit anderen Menschen zu unterhalten, müssen wir die Wohnung nicht verlassen: Wir treffen uns in der Virtuellen Realität. Das Wohnen wird so zu einem massgeschneiderten Erlebnis mit maximaler Bequemlichkeit. Als Folge löst sich das Heimatgefühl von der Immobilie.

Einschätzung: «Dieses Szenario halte ich für wenig wahrscheinlich», sagt Stefan Breit. Die Gesellschaft sei momentan nicht bereit, Menschen durch Technologie zu ersetzen. «Wir wollen uns in der realen Welt mit realen Menschen beschäftigen.» Stefan Breit vermutet, dass sich eher Geräte und Hilfsmittel durchsetzen, die unseren Alltag dezent und im Hintergrund erleichtern. Relevanz: 2.

## These 5: Das Wohnen wird zur Marke

Wir identifizieren uns stärker mit unserer Wohnform und suchen massgeschneiderte Antworten für eine breite Palette an Lebensentwürfen. Unsere Wohnung trägt in erster Linie eine Marke: Wir wohnen günstig in einer Genossenschaft, nachhaltig im grünen Wohnkomplex oder herrschaftlich im teuren Appartement.

Einschätzung: «Diese Wohnmarken sind Ausdruck für einen Lifestyle und gleichzeitig ein Symbol für unseren Status», sagt Stefan Breit. Dass diese Wohnform sich durchsetzt, hält er für gut möglich, weil sie international tätigen Anbietern einen Wiedererkennungswert bietet: Hat jemand gute Erfahrungen mit einer Wohnmarke gemacht, bietet es sich an, den Dienst auch in einer anderen Stadt wieder in Anspruch zu nehmen. Relevanz: 4.

## These 6: Wohnen führt zu Konflikten

Einschätzung: Der Bedarf nach bezahlbarem Wohnraum steigt. Darunter leidet jene Bevölkerungsschicht, die wenig gebildet und im Analogen verhaftet ist; sie wird von den gut verdienenden, gebildeten Profiteuren der Digitalisierung verdrängt. Um die Spannungen zu entschärfen, wird zusätzlicher Wohnraum in Form von Microliving-Anlagen geschaffen. Diese schützen die bisherigen Bewohner vor Verdrängung.

Diese Anlagen mit Wohnungen unter 30 Quadratmetern seien Lösung und Problem zugleich, sagt Stefan Breit. Denn auf absehbare Zeit sprechen sie in erster Linie digitale Nomaden und Studenten an, wodurch sich die Sozialstruktur ganzer Wohnviertel ändern könnte. Ein Argument für diese Wohnform sei allenfalls die Nachhaltigkeit. Relevanz: 2.

Inhalte von:  
higgs.ch – das Magazin  
für alle, die es wissen wollen

Unterstützt durch:  
**WISSENSCHAFT.  
BEWEGEN**  
GEBERT RUF STIFTUNG

## Lebensmittel

### Forscher streiten sich um rotes Fleisch

**Auf Steak und Wurst müsse man nicht verzichten, sagt eine Gruppe von Forschern. Ernährungswissenschaftler hingegen kritisieren das Vorgehen heftig.**

Ein saftiges Steak, eine Cervelat vom Grill – das sollte man sich nicht mehr als drei Mal pro Woche gönnen, sonst steigt das Krebsrisiko, warnte die Weltgesundheitsorganisation WHO vor einigen Jahren. Doch nun veröffentlichte eine Gruppe von Forscherinnen und Forschern neue Empfehlungen: Wir könnten weitermachen wie früher, es sei nicht nötig, weniger rotes und verarbeitetes Fleisch zu essen.

Ernährungswissenschaftler etwa der Harvard T.H. Chan School of Public Health meldeten sich prompt: Die Gruppe missachte ihre eigenen Resultate. Tatsächlich geht aus den drei Übersichtsstudien, die die Gruppe veröffentlicht hat, hervor, was man schon wusste: Wer weniger rotes und verarbeitetes Fleisch isst, hat ein geringeres Risiko für Dickdarmkrebs, Typ 2 Diabetes und Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Allerdings interpretiert die Gruppe die Resultate anders als bisher. Sie bewertet sie als unzuverlässig, weil sie auf Beobachtungsstudien beruhen.

Solche Studien beobachten Fleischkonsum und Gesundheit tausender Teilnehmer über einen langen Zeitraum und untersuchen, ob ein Zusammenhang vorliegt. Doch die Gruppe sagt, dies genüge nicht den Kriterien für rigorose klinische Studien, wie sie zum Beispiel für Medikamente gemacht werden.

Sabine Rohrmann, Ernährungswissenschaftlerin an der Universität Zürich, hat selber solche Beobachtungsstudien durchgeführt und kritisiert diese Interpretation: Man könne Kriterien für klinische Studien schlecht auf Ernährung anwenden. Denn zum einen könne man den Probanden kein Placebo geben, denn der Mensch wisse ja, was er zu sich nimmt. Und zum anderen sei es schwierig, Menschen vorzuschreiben, über längere Zeit bestimmte Mengen Fleisch zu essen. «Bei Medikamenten geht das, aber wenn man die Ernährung bestimmen will, ist das ein sehr grosser Eingriff in den Lebensstil.» In der Tat fanden die Gruppenmitglieder nur wenige solcher Interventionsstudien. Diese zeigten allerdings kaum einen Zusammenhang zwischen Fleisch und Krebsrisiko.

Des Weiteren stützt sich die Gruppe auf eine Untersuchung der Vorlieben, die zeigt: Menschen essen gerne rotes und verarbeitetes Fleisch. Das findet Rohrmann fragwürdig. «Wir warnen auch vor dem Rauchen, unabhängig davon, ob Menschen es gerne tun oder nicht.» Ausserdem lasse die Empfehlung ausser acht, wie schädlich unsere Lust am Fleisch für das Klima ist. «Wir sollten an den bisherigen Empfehlungen festhalten und weniger rotes und verarbeitetes Fleisch essen», sagt Rohrmann.

Cornelia Eisenach